



Abend-

Zeitung.

149.

Freitag, am 23. Juni 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: A. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Sächsische Spitzen.

Welch Gewebe, lichte Blumenträume,
Hingehaucht auf weißem Aethergrunde —
Ist dieß Kunstfleiß oder war geheime
Unsichtbare Feenhand im Bunde?

Arabesken, grazienhaft und munter
Lächeln wie aus leichtem Nebelflor;
Und doch brechen, schau' ich diese Wunder,
Nur die hellen Thränen mir hervor.

Dein gedenk' ich, bleiches Kind der Hütten,
Das Du manche Mitternacht,
Wenn am Tage Hunger Du gelitten,
Diesen Schmuck hervorgebracht.

Dieser Schmuck, der Armuth heil'ge Spenden,
Diese Blumen, zart und leicht;
Ach, wenn sie nur reden könnten,
Würd' auch wohl das Auge feucht.

In den Bergen kalt und schaurig,
Dort wo keine Rosen blüh'n,
Sind in Hütten, still und traurig,
Diese Blumen hier gebieh'n.

Jetzt, von Perlen stolz umwunden,
Sind die Thränen wohl zerflossen,
Die in bitterm Leidensstunden
Gram und Hunger d'rauf vergossen.

Mitleid, fromm und engelrein
Mögst Du in der Armuth Gaben,
Wo sie immer kehren ein,
Einen treuen Anwalt haben.

Grimma, Ferdinand Stolle.
Pfingstheiligerabend.

Der Kuhl.

(Eine niederrheinische einfache Bauerngeschichte.)

Wenn Du, lieber Leser, einmal in dem Dörfchen
Haselheim gewesen bist, so hast Du gewiß von dem ver-
ständigen und arbeitsamen Halsen Peter Kuhl gehört.
Er war der tüchtigste Landwirth, der gewandteste
Fährmann, der glücklichste Schütze der ganzen Gegend;
in seiner Jugend war er auch der tapferste Haudegen
und galanteste Tänzer gewesen. Jetzt hieß man ihn
allgemein den „alten“ Kuhl, nicht gerade weil er eine
so bedeutende Höhe von Jahren zählte, sondern weil er
einen erwachsenen Sohn besaß, welcher nur der „junge“
oder „kleine“ Kuhl genannt wurde. Dieser junge, kleine
oder Matheis Kuhl war zwar der Erbe von seines
Vaters Fleiß und Redlichkeit, nicht aber von dessen
Gewandtheit und Weltkenntniß; weshalb auch die Mäd-
chen kein besonderes Auge auf ihn warfen, war' es nicht
allenfalls deshalb geschehen, um mit der Zeit einmal an
der Seite des Matheis in die Erbschaft des alten Kuhl
einzutreten; denn der war ökonomisch und hatte sich

bei wohlfeiler Pachtung ein bedeutendes Vermögen zusammengepart.

Der Matheis schien sich aber auch nicht viel um die Mädchen bekümmern zu wollen und er hatte es auch nicht nöthig, wenigstens so lange seine Stiefmutter, die Cathrine, lebte und das Hauswesen mit der größten Pünctlichkeit besorgte. Cathrine war des alten Kuhl zweite Frau; seine erste Liebe aber war eine romantische gewesen. Wie er denn selbst noch in seinen späteren Jahren für die Reize der Schönheit und Jugend höchst empfänglich war, so hatte ihn als Jüngling die natürliche Coquetterie eines hübschen Bäschens dergestalt bezaubert, daß er wider den Willen seines Vaters, welchem die Heirath in der Verwandtschaft gar nicht gefallen wollte, dasselbe zu seiner Hausfrau machte. — Die junge Frau war eigentlich, wie Alle, welche sie gekannt haben, versichern, viel zu schön und zart für eine Bauernfrau und so vermochte sie denn die rauhe Behandlungsweise ihres Schwiegervaters, welcher dadurch das bekannte Sprichwort von der Ehe in der Betterschaft wahr machen wollte, nicht lange auszuhalten; kurz nach dem ersten Wochenbette, in welchem sie den alten Kuhl mit dem jungen Kuhl beschenkte, starb sie; und, was eine große Seltenheit unter Bauern ist, der betrübte Ehegemaal blieb sieben Jahre lang Witwer; die Cathrine stand ihm als treue Haushälterin zur Seite. Als aber die sieben Jahre um waren, dachte der Kuhl daran, ihre Dienste zu belohnen und wußte dafür nichts Besseres, als ihr Herz und Hand anzubieten. — Cathrine bedachte sich auch nicht lange und war bald an seiner Seite Frau Halse in Haselheim. Viele Jahre lebten sie nun zusammen, Cathrine als die treueste Ehegattin und vortrefflichste Hausfrau, so daß ein allgemeines Leidwesen entstand, als sie zu kränkeln begann und endlich an einem hinzugetretenen Herzübel starb. — Der Kuhl hatte sich während ihrer Krankheit noch musterhaft gegen sie benommen. Als sie einmal — wie denn Kranke oft gar wunderliche Gelüste haben — nach etwas Suppe aus ihrer Herrschaft Küche verlangte, machte sich der treue Ehemann, weil gerade ihre Magd, das Lenchen nicht zugegen war, mit einem Topfe auf den Weg und lief nach der zwei Stunden weit entlegenen Stadt, um seiner Frau das eingebildete Labsal zu verschaffen.

Als sie gestorben war, wischte sich der Kuhl ein Paar dicke Thränen aus den Augen, dann aber machte er Anstalt, einen geziemenden Leichenschmaus zu besorgen. Er ging also in die Stadt zum Fleischer und sagte: „Gebt mir einmal circa vierzig Pfund Rind-

fleisch! Meine Frau ist gestorben!“ Und dann ging er zum Bäcker und zum Bierbrauer und zum Weinschenken und jedesmal, wenn er das schlimme Wort: „meine Frau ist gestorben!“ sagen mußte, wurde ihm Alles dunkel vor den Augen, und in seinem Herzen drückte es ihn so schwer, als wenn sich ein dicker Leichenstein auf und ab wälzte.

Der Schmaus war prächtig; der alte Kuhl konnte jedoch nicht so recht vom Herzen mitessen und mittrinken, er that es nur, weil es der Anstand so erforderte, um seinen Gästen Appetit zu machen.

Nach dem Tode der Cathrine aber ging eine ganz curiose Wirthschaft an. Mit dem Lenchen allein konnte sich der Kuhl nicht helfen; denn es war zwar ein allerliebstes und freundliches Mädchen, aber doch noch zu jung und flatterhaft, um das Hauswesen des alten Kuhl, welches sich durch die unermüdlige Thätigkeit der verstorbenen Frau um ein Bedeutendes vergrößert hatte, gehörig übersehen zu können; und so stellte sich denn die Nothwendigkeit, eine neue Frau in die Wirthschaft zu bringen, unabweislich heraus. Aber darin bestand nicht die eigentliche Schwierigkeit, es trat vielmehr eine andere Frage ein, ob nämlich der Sohn oder der Vater sich verhehelichen solle. Der Vater schien gar nicht übel Lust zu haben; der Sohn dagegen, welchem es doch eigentlich zugekommen, wollte noch nicht daran, worüber sich der alte Kuhl, zumal wenn er an seine eigene Jugend zurückdachte — eigentlich aber war sie noch lange nicht vorüber — gar arg verwunderte. Er ging zu seiner Herrschaft, um in dieser schwierigen Lage einen guten Rath zu bekommen.

Der junge Herr, zu welchem der Kuhl ein ganz besonderes Vertrauen besaß, meinte indessen, es sey doch besser, der Sohn heirathe; denn nähme der Alte eine junge Frau und bekäme zuletzt noch gar einen Haufen von frischen Kuhlchen, so werde das Vermögen zu sehr zersplittert, während jetzt der Matheis die sichere Aussicht habe, mit der Zeit einmal ein recht begüterter Mann zu werden. Und das war auch dem Alten einleuchtend. Matheis erhielt den bestimmten Bescheid zu heirathen; wenn er sich aber binnen 14 Tagen nicht für eine Bestimmte entschieden habe, wolle sich der Alte selbst Eine suchen.

Der Matheis that, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Die Mädchen aber waren ihm seit der Zeit über alle Maassen freundlich, und einige gingen gar so weit, daß sie sich, wenn der Matheis im Hofe Holz Klein machte oder seine Art schliff, zu ihm stellten und ein Gespräch anfangen, ungefähr so:

„Ei, Matheis Kuhl, man sieht Euch ja niemals auf dem Reigen? Kommt doch einmal hin und seht, ob kein Mailehen für Euch da ist! Ihr seyd doch gewiß ein eben so guter Länger, wie der steife Halsensohn vom Kompehof!“

Die Hexen! das Stacheln konnten sie doch nicht lassen. Und dann fragten sie ihn nach den Ochsen und Kühen, ob er auch genug Futter für sie habe, das Futter sey heuer sehr schlecht gerathen, und thaten wunderbar, als ob das sie angehe. Den Matheis aber wollte nichts anfechten; er fuhr ruhig mit seiner Arbeit fort, und wenn er fertig war, ging er weg und ließ die Mädchen mit einer langen Nase abziehen; als aber dennoch einige nicht aufhörten, ihn mit ihren Besuchen zu belästigen, ließ er ihnen endlich sagen, sobald sich noch Eine erkühne, zu ihm in den Hof zu kommen, würde er sie in den Mistpfuhl schmeißen.

Seit dieser zarten Drohung ließen sie den Matheis in Ruhe.

Als aber der dreizehnte Tag kam, zog der Matheis seinen Bratenrock an, stülpte einen großen schwarzseidenen Hut auf den Kopf und ging zu einem Freunde, welcher in der Nachbarschaft wohnte.

„Han Joseph,“ sagte er, „Du gehst mit in's Wirthshaus, ich halte Dich frei!“

Der Han Joseph, welcher eben wacker am Korbflechten war, verwunderte sich darüber, denn es war ein Werktag, ging aber doch mit. — Der junge Kuhl trank eine Flasche mit ihm, und als sie aus war, noch eine, und als die auch leer war, sagte er zum Han Joseph:

„Han Joseph, thät es Dir leid, wenn ich dem Schöffen seine Annemarie bekäme?“

Der Han Joseph that einen tiefen Seufzer, blickte in's Glas und schwieg.

Da fragte der Matheis noch einmal: „Thät es Dir arg leid, wenn ich die Annemarie bekäme? Han Joseph, wenn es Dir arg leid thut, so nehm' ich sie nicht!“

Da sagte aber der Han Joseph: „Nimm sie nur in Gottes Namen! Ich kann sie doch niemals bekommen, weil ich zu arm bin, und da ist es mir lieber, wenn Du sie hast als ein Anderer.“

Damit ging der Han Joseph nach Hause, der Matheis aber zum alten Schöffen, hielt um die Hand der Tochter an und bekam sie auch.

Die Annemarie aber hatte schon das Ihrige ge-

dacht, als sie hörte, der Matheis müsse sich eine Frau nehmen, doch schlug ihr das Herzchen gewaltig, als sie ihn nun wirklich so schön gepugt zur Thür hereintreten sah, und es schlug ihr noch mehr, als der alte Schöffe, den Matheis an der Hand, zu ihr in die Küche kam und sagte: „Annemarie, da ist der Matheis, der will Dich und Du nimmst ihn; gebe Gott Euch seinen Segen, wie ich ihn Euch gebe.“

Und damit knieten Beide nieder und der Alte legte ihnen die Hand auf's Haupt.

Des Matheis schönstes Lebensfest dauerte mehrere Tage und soll dem alten Schöffen an 200 Thlr. gekostet haben. Wir setzen jedoch mit einem kühnen Sprunge darüber hinweg und wollen die ersten 14 Tage nach der Hochzeit vorüber seyn lassen.

Die Schwiegertochter zeigte sich während derselben im höchsten Grade gefällig und freundlich gegen den alten Kuhl, aber sie plauderte doch eben so viel und noch viel mehr mit ihrem Matheis, was auch ganz natürlich war. Der Kuhl war jedoch von je gewohnt gewesen, die Hauptperson zu seyn, und so wurde er schon verdrießlich darüber, daß sich das Blättchen ein wenig gewendet hatte. Dazu kam aber, daß der Matheis und die Annemarie immer noch meinten, es sey Hochzeittag, und gar nicht an ihre Arbeit zu denken schienen. Eine ganze Woche sah der Kuhl den jungen Leuten nach, in der folgenden aber sagte er eines Morgens zum Matheis: „Hör' einmal, Matheis! Es ist jetzt wieder Zeit, an die Arbeit zu gehen. Wir haben andere Sachen zu thun, als da den ganzen Tag zu sitzen und uns zu besehen. Und daß Du in Einem fort neben der Annemarie herläufst, ist auch nicht nöthig, denn sie ist am Ende so schön nicht, daß Einer sie Dir stehlen wird.“

Der Matheis konnte nichts dawider sagen und gab sich unverdrossen an die Arbeit. Wenn er aber dann müde von der Tageslast des Abends nach Hause kam, dann war es auch natürlich, daß er sich am liebsten zu seiner Annemarie setzte und die Zeit bis zum Schlafengehen mit ihr verplauderte. Das gefiel aber wieder dem Alten nicht, und es blieb ihm dann kein anderes Mittel übrig, als sich an Lenchen zu halten.

Das Lenchen — wahrhaftig, wir haben es ganz vergessen, und es ist auch wohl nichts Anderes von ihm zu erzählen, als daß es an des Matheis Ehrentage, welchen an dessen Seite zu feiern, doch wohl seine stille Hoffnung gewesen war, der jungen Herrschaft, welche das Brautpaar zum Altare führte, die Stiefel pugen

musste. Und es bekam nicht einmal einen Platz an der Hochzeitstafel, sondern musste mit dem übrigen Gesinde in der Küche vorlieb nehmen.

Jetzt aber war es wieder ganz das alte, freundliche Lenchen, lachte recht tapfer, wenn der Kuhl einen Wiszriß, was aber, beiläufig gesagt, nicht mehr so häufig

geschah, und machte gar kein böses Gesicht, wenn er ihm einmal in einem Anfälle zärtlicher Laune in die vollen rothen Wangen kniff; aber — aber

Es ist nicht gut, wenn zwei junge Herzen
Zu nah' bei einander scherzen.

(Beschluß folgt.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Breslau.

(Beschluß.)

Die Ursache der Klagen, die sich auf den öfteren Anblick eines leeren Hauses basiren, dürfte zum Theil in der Bauart und den akustischen Fehlern desselben, des üblen Verhältnisses, in welchem die zweite Rangloge zu der ersten steht, hauptsächlich aber wohl in dem Publicum zu suchen sey, welches in der Mehrzahl nur an sogenannten Effectstücken Geschmack findet, und jetzt, da demselben vielleicht zu reiche Befriedigung geboten worden, wie ein verwöhntes Kind nach neuem, nach glänzendem Spielzeug verlangt. Ein solches war denn auch die vor einigen Monaten auf's Prachtvollste in Scene gesetzte Oper: „Der Feensee,“ welcher, an die Stelle der nun in Gott ruhenden „Geisterbraut“ mit allen magischen Reizen der Bühnenkunst ausgestattet, vor den Augen des entzückten Publicums auftauchte und die schlimmen Frauen im Serail, welche eine Zeit lang sich geltend gemacht, in den Hintergrund verwies.

Im Drama brachte uns das Repertoire des Winters wenig Erhebliches. Außer Palm's „Sohn der Wildniß,“ der viel Sympathien unter unsern Damen erweckte, erwiesen sich als Kassenstücke die Wiener Localposse: „Einen Lux will er sich machen,“ „Dr. Wespe“ und der „Comte de Letorrières.“ In der Glanzrolle des letztern Stückes nahm Madam Schreiber (St. George), ein vielgefeierter Liebling unserer Bühne, Abschied von derselben. Ersatz für diese seit mehreren Monden sehr fühlbar gewordene Lücke verspricht das beabsichtigte Engagement der seit einigen Wochen mit vielem Beifall hier gastirenden Dlle. Wilhelmi vom Josephstädter Theater zu Wien. — Ein empfindlicher Verlust bedroht unsere Oper durch den muthmaßlichen Abgang unserer Prima Donna, der Dlle. Späker, welche sich mit einem hiesigen Particulier verlobt hat. Eine gute Acquisition hat die Direction zwar neuerdings an der Dlle. Hedw. Schulze vom Berliner Theater gemacht, doch schwerlich dürfte dieselbe die Gunst des Publicums in so hohem Grade wie Dlle. Späker gewinnen. Unter dem männlichen Opernpersonal zeichnen sich Herr Hirsch und Herr Ditt aus, und der Applaus, mit welchem der Erstere vor wenig Tagen in „Figaros Hochzeit“ empfangen wurde, die nach langer Ruhe zum Benefiz der beliebten Sängerin Mad. Meier in Scene gesetzt wurde, war geeignet, ihm alle Verdrießlichkeit, die er sich durch Differenzen mit der Direction zugezogen, vergessen zu machen.

Außer dem erwähnten Preisstück „Dr. Wespe“ sahen wir auch ein zweites, „die Brautfahrt, oder: Kunz von der Rose,“ von Dr. Freytag (unserm Mitbürger), über die Bretter in dreimaliger Aufführung gehen, doch nicht mit dem Erfolge des erstern Stückes, dessen triviale und outrirte

Komik in der Caricatur des Wesens, das dem gemeinen Begriff in seiner Wahrheit oft unfaßlich, sehr ergötzlich dem Publicum erschien und natürlich mehr Anklang und Verständniß fand, als die feinen und wahren Zeitbeziehungen in den Pointen des Freytag'schen Stückes, in der Sinnigkeit des Hauptcharacters, des Kunz von der Rose. Ein gleiches Schicksal — ein leeres Haus — haben hier auch meist alle klassischen Stücke, und es ist dem kunstfönnigen Director der Anstalt nicht zu verdenken, wenn er seinem eigenen Geschmack entgegen dem des Publicums huldigt, um nicht allzusehr in pecuniären Nachtheil zu gerathen. Kürzlich jedoch fanden sich die Freunde der tragischen Muse, zu denen auch Ihr Referent gehört, durch die Aufführung von Laube's „Monaldeschi“ befriedigt, die durchweg eine gelungene und besonders in den Darstellern der Hauptcharacteren der Christine (Madam Pollert) und Monaldeschi (Herr Hefschler) ausgezeichnet zu nennen war. Einer unserer bravsten Schauspieler, Herr Reber, hatte sich das Stück zu seinem Benefiz gewählt, was seinem Geschmack zur Ehre gereichte.

Zum Schluß, nach Anführung der historischen Tragödie, noch eine kleine tragische Privatgeschichte aus der Tageshistorie. Es war am Nachmittage des dritten Ofterfeiertages, als die Frau eines hiesigen Bürgers in ihrem am Hause befindlichen Gärtchen bei Bereitung des Kaffees über der Spirituslampe ein schauderhaftes Unglück sich zuzog. Sie goß nämlich zu Verstärkung der schwachbrennenden Flamme in das Behältniß derselben unmittelbar Spiritus aus der damit angefüllten Flasche zu, so daß der Inhalt in dem Momente sich entzündete, das Gefäß sprengte und einen Feuerstrom über die Kleider der unglücklichen Frau ergoß. Vergebens bemühten sich ihre dabei anwesenden kleinen Töchter, die Flammen zu löschen, die immer schrecklicher um sich griffen, während die besinnungslose Frau in dem Zimmer eines ihrer Hausgenossen Zuflucht suchte. Vermuthlich wendeten dieselben im Schreck dieses Augenblicks nicht die passenden Mittel zur Tilgung des Feuers durch dessen Erstückung an. Sie laufen nach Wasser, doch ehe dieses herbeigeschafft wird, stürzt die Unglückliche, über deren Kopf die Flammen bei dem vermehrten Luftzuge zusammenschlagen, zurück auf die Hausflur, nach Hülfe und Rettung ein fürchterliches Jammergeschrei ausstoßend. Vergebens aber erwiesen sich nun die Versuche der davon herbeigezogenen Personen, durch Abreißung der brennenden Kleidungsstücke und die darauf angewendete ärztliche Hülfe konnte keine Linderung der entsetzlichen Qualen der Leidenden mehr bringen. Sie starb in derselben Nacht, ein trauriges Opfer ihrer Unvorsichtigkeit, zum warnenden Beispiel für Alle, denen die Gefahr, Spiritus unmittelbar aus der Flasche in Berührung mit der brennenden Flamme zu bringen, noch nicht nahe vor Augen getreten.